dodis.ch/55386

№ 1732 II. Sonntagausgabe. Fünftes Blatt. Der Neuen Zürcher Zeitung 140. Jahrgang. Sonntag, 9. November 1919.

Neue Zürcher Zeitung

und schweizerisches Handelsblatt

Täglich 3 Ausgaben

Redaktion: Fällanden

Abonnementspreise: Bei den Postämtern kann abonniert werden in Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich, Ungarn, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen usw. Die verschiedenen Abonnementspreise werden von den betreffenden Aemtern der vorgenannten Länder festgesetzt. Die Preise, die auf den Postämtern erhoben werden, sind bei den Redaktoren zu erfragen.

	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Zürich bei der Abholstelle oder Filiale abgeholt	Fr. 2.60	5.10	10.—
unter die Stadtlinien ins Haus geliefert	„ 3.—	6.—	12.—
Schweiz: Gesamtes Inland	„ 3.—	6.—	12.—
mit Zugabe unter Preisangabe (Streifband)	„ 3.50	10.—	20.—
Ausland: mit Zugabe unter Preisangabe (Streifb.)	„ 3.50	10.—	20.—

Inseratenpreise: Einspaltige Grundzeile 10 Rp., lokale Geschäftsanzeigen 10 Rp., Anzeigen ausländischen Ursprungs 15 Rp., Reklamen der Zeile Fr. 1.—

Zur Völkerbundsfrage.

Beitritt oder „Weltneutralität"?

Auch der leidenschaftliche Gegner des Beitritts zum Völkerbund wird zugestehen, daß Herr Konrad Falke die ihm gern gewährte Gelegenheit, in einem anschaulichen Bilde seinen Standpunkt darzulegen, in ausgiebigem Maß benutzt hat. So wohl erprobt die Geduld unserer Leser zu sein scheint, so möchten wir doch versuchen, die Argumentation Herrn Falkes in einem einzigen Artikel zu widerlegen. Der ganze kunstvolle Bau entbehrt nämlich, so glauben wir, des soliden Fundamentes. Da Herr Falke die Neutralität als hoher als bronze wohl annimmt, es aber unterläßt, nachzuweisen, daß sie wirklich das Unabänderlich-Solide ist, als das sie uns vorgestellt wird. Und alle Dialektik, die gegen den Völkerbund aufgewendet wird, kann die Frage nicht unterdrücken, ob wir wirklich besser dran sind, und die Schweiz sich tatsächlich in sicherer Lage befindet, wenn sie draußen bleibt, als wenn sie der Völkerliga beitritt.

Wir dürfen es schon gestehen, daß auch wir bis zum Weltkrieg die Bestrebungen der Pazifisten mit jenem nachsichtigen Lächeln verfolgten, das die überlegene praktische Welt für dergleichen Unternehmen aufzubringen pflegt. Noch bevor das zweite Kriegsjahr über zu Ende gegangen war, setzte dieses Blatt an Stelle der offiziellen und offiziösen Schilderungen von Greueltaten die Artikel, die der Verbreitung des Friedens dienen wollten. Der enge Kontakt mit der leidenden Welt, die Ueberzeugung, daß sie den Weg zum Abgrund eingeschlagen, mußte aber an Stelle der Friedensgedanken noch etwas Größeres, Höheres in die Herzen pflanzen, den Wunsch nach irgend einer Organisation der Welt, die es ermöglichte, den wahnsinnigen Lauf zum Ruin aufzuhalten, die Atomisierung Europas zu verhüten, die Kultur zu retten. Am Abgrunde der heutigen Weltsituation, und wer wird nicht erkennen, daß das Friedenswerk nicht zu Ende gedeihen, daß die Verwüstung Europas nicht kommen will, daß die Pariser Konferenz so rasch so besser von der Völkerbundsfahrt abgeblüht werden und die Weltsolidarität an die Stelle des überspannten Nationalismus treten muß? Hat nicht Fallen sich nach dem Fiume-Abenteuer seines Dichterehrgeizes beeilt, durch königliches Dekret dem Völkerbund beizutreten; ist nicht Frankreich, dessen Skeptizismus verkörpert in seinem Staatslenker, den Weg zum Völkerbund nichts weniger denn gläubig, heute bemüht, eine tusche Konstituierung des Völkerbundt herbeizuführen? Denn das ist heute sicher, überragt alle andern Mühen und Sorgen: daß es des guten Willens der ganzen Welt bedarf, um aus der Misere, der Verelendung, die unsern Kontinent bedrohen, herauszukommen.

Denn heute schreitet diese Verelendung fort. In einem erklecklichen Teil Europas ist es soweit gediehen, daß der Mensch das Streben, seine Lage zu verbessern, vergißt, daß sich Zustände andehnen, die in früheren Jahrhunderten zur Migration ganzer Völker führten. Auf der andern Seite aber ein differenziertes Wiederwerden, das nur ein Gürtel neuer, unkonsolidierter Staaten von der Anarchie trennt. Kann es in einem solchen Europa eine Schweiz geben, die sich völlig auf sich selbst zurückziehen, die ruhig zusehen darf, wie die Weltdinge sich entwickeln? Müssen wir nicht mit den andern die Schultern anlegen?

Selbst wenn diese Weltgefahren nicht bestünden, so hätten wir allen Grund, in diesen Zeiten, da der Nationalismus Orgien feiert, den Völkerbund zu begrüßen. Denn mit der Bildung so vieler neuer Nationalstaaten hat sich die internationale Stellung eines Landes, das sich vermittelt, in Ueberwindung des Nationalismus verschiedene Stimme zu gemeinsamer Arbeit zu verbinden, nicht gebessert. Von unserem Standpunkt und hat sich doch eine Abordnung aufgesagt; wir müssen uns im neuen Europa vereinsamter fühlen. Aus dieser Gefahr der Vereinsamung, der Antipathie zum Lauf der Dinge, reißt uns aber der Völkerbund, der ehrliche, grundsätze Versuch, über Nationalismus und Imperialismus die Weltsolidarität in der konkreten Form eines Völkerbundspaktes zu stellen.

Diese erste konkrete Form ist unvollkommen, genug ausgefallen. Die Beitrittsgegnerin machen den Beitrittsgegnern, wie der Franzose zu sagen pflegt, le parti belle. Sie geben schlankweg die Mängel und Fehler zu, die dem Wortlaut des Pakt anhaften. Aber gerade darum dürfen wir verlangen, daß die ganze Neutralitätsfrage und Neutralitätsstellung ebenso unvoreingenommen geprüft werde. Tatsache ist, daß die Schweiz am Rande der Neutralität die Weltkriegszeit unversehrt durchmessen hat. Aber war es nicht eine Gnadenwanderung geführlichster Art, mutigen wir nicht mehr denn einmal den Abgrund befürchten? Und wer will garantieren, daß all derselbe Weg ohne Katastrophe ein zweitesmal zurücklegen lasse. Der Weltkrieg hat mit der Verletzung einer wohlverbrieften Neutralität begonnen. Wer garantiert uns, daß unsere Neutralität stets gewahrt bleibt; wer weiß, daß nicht auf dieselbe Weise und mit demselben Mitteln die Neutralisierung einer Mißachtung dieser unserer Neutralität versucht würde? Und wie haben wir Schweizer dieses hohe Gut der Neutralität selber geachtet? Haben wir durch laut vernehmbaren Protest gegen die Verletzung der Neutralität Belgiens in den Augen der Welt und ein Anrecht darauf erworben, unsere Neutralität, wie Herr Konrad Falke meint, zur Weltneutralität erheben zu lassen? Wie die wir es den Völkerbund und seine Weiterentwicklung glauben, wollen, als Ideallösen gelten; aber über diesen Himalaja von Optimismus verfügen wir denn doch nicht, nach all dem Geschehenen beim Forabletten von der Organisation der Welt an die Erhebung unserer Neutralität zur Weltneutralität zu glauben.

Wir gehen ohne weiteres zu, daß die Differenzierung der Neutralität, eine Unterscheidung von Neutralität und Neutralitätspolitik unserm Volke nicht geläufig ist. Aber es ist nicht recht, es in der Glauben zu versetzen, als ob unsere Neutralität ein von den Altvordern übernommenes, sich gleich gebliebenes Gut sei, das nun sorgsame Nachfahren verdutzen wollten. Es ist vielmehr Pflicht, unserm Volke zu sagen, daß die nach Halle „eine, unteilbare und ewige Neutralität" der Schweiz einen langen Entwicklungsprozeß durchgemacht hat, in dessen Verlauf die allseitsdenische Neutralitätspolitik gegenüber Provokationsansprüchen sich in die Bundespolitik strikten und früher werdenden Handhabung der Neutralität umgewandelt hat. Diese konsequente Ausbildung unserer Neutralität, zu der der Wille des Auslandes gewiß nicht wenig beigetragen hat, mutzte und aber schließlich zu einer Lösterung führen die unsere, mit tausend Fäden mit der Welt verknüpfte nationale Wirtschaft und Existenz nicht erdrücken. So hat uns der Weltkrieg zu einer Neutralitätspolitik gezwungen, die Unterschiede machte. Wenn nun in dieser Differenzierung eine Verengerung des Grundsatzes der Neutralität erblicken will, so ist sie also, wie auch der Völkerrechtslehrer der Mehrheit der nationalrätlichen Kommission für den Völkerbund, Herr Dr. Schatz, schreibt, schon im Weltkrieg dagewesen. Gerade die Ausbildung unserer Neutralität in Verbindung mit der Ueberzeugung unseres Landes und seiner Abhängigkeit von der Weltwirtschaft haben die Handhabung der Neutralität zu einer so schweren Sache gemacht, daß eine ganz eindringliche Ueberprüfung des Pardinalsatzes unserer nationalen Politik sich auch ohne Völkerbund aufgedrängt hätte.

Sollen wir noch auf das Detail der Kritik Falkes am Völkerbund eingehen. Die Anerkennung unserer Neutralität befindet sich nicht im Pakt, sondern im Friedensvertrag, von dem der Pakt indessen einen integrierenden Bestandteil bildet. Die Bestimmten sollten sich eigentlich dieser Ordnung freuen, denn wenn der Völkerbund sich nicht zu entwickeln vermag und wieder fällt, so fiele dann doch die Garantie unserer Neutralität mit ihm nicht dahin. Wenn Herr Falke sich darüber aufhält, daß „wir denn auch bereits so weit gekommen sind, daß jemand, der sich nicht für den Beitritt der Schweiz ausspricht, in seiner vaterländischen Gesinnung verdächtigt und als verkappter Vorläufer des Bolschewismus hingestellt wird", so dürfen wir vielleicht daran erinnern, daß uns das Meiner leider verpflichtet, die gesamte schweizerische publizistische Produktion zu verfolgen. Exemplum docet. Einer der schwersten Fehler der früheren Machthaber Deutschlands war es wohl, die Widerstandskraft der Nation völlig aufzuziehen. Man kann es wohl verstehen, daß die deutsche Presse die Aufklärung über die wirkliche Lage nicht bringen konnte; aber man hat es im Reiche den Neutralen zum schweren Vorwurf gemacht, daß sie, die nicht dem Zwange unterstanden, mitgeholfen hätten, das deutsche Volk irrezuführen. Gab es nun einen leidenschaftlicheren Vorkämpfer für die Sache des deutschen Imperialismus, denn den bekannten Neukirchner Pfarrer Vollmer, dessen Kriegspostille in Hunderttausenden von Exemplaren im Deutschen Reich verbreitet wurden. Der Mann will, der dem deutschen Volk so schlimme Dienste geleistet, jetzt sich heute berufen, im „Tages-Anzeiger" eine Broschüre gegen den Völkerbund abzuschicken! Wem will da nicht ein bekanntes Faustwort der Feder entschlüpfen?

Herr Konrad Falke schließt seine gewiß bemerkenswerte Artikelserie mit einem dramatischen finis Helvetiae! Was sagt unsere Geschichte! Daß schon einmal eine Eidgenossenschaft zu Grabe getragen worden ist, weiß aber erstarrter Bund, der mit der Welt nicht mehr Schritt gehalten hatte.

Zur Vorarlberger Frage.

Die politisch-wirtschaftliche Lage ist im neuen Oesterreich derart unsicher, daß ein Zusammenbruch jeden Moment erfolgen kann. Infolgedessen wird er nur verstimmt durch die dem österreichischen Organismus innewohnende Inertie. Die Abneigung gegen Wien hat in Innsbruck, Linz usw. zur Sammlung von starken geführt, die bereits sind, dem neuen Zusammenbruch durch einen separaten Anschluß zuvorzukommen. Diese Anschlußbestrebungen bewegen sich nun allerdings in einer Richtung, die der herrschenden politischen Partei in Oesterreich nicht genehm ist. Das Südanschlußgedanken, die Menschenmöglichste, diese Anschlußgedanken zur Reife zu bringen. Naturgemäß entfalten sie die größten Anstrengungen im Vorarlberg, um es für die „großdeutsche Idee" zu gewinnen. Sein Organ ist das „Vorarlberger Tagblatt", das den Vorwurf, daß es im Solde deutscher Interessen — im konkreten Falle ausgedrückt durch die A. E. G. — stehe, wohl über sich ergehen lassen muß. Dieses Blatt mit verkaufter Seele überschlägt sich Tag für Tag, alles, was mit der Schweiz im Zusammenhang steht, zu verunglimpfen. Wir legen indessen eine zu hohe Meinung von der Standhaftigkeit des Vorarlberger Volkes, um auch nur einen Moment zu glauben, daß das allerdings Gelbe und Gefährliche Eindruck gemacht hätte.

Von den mannigfachen schweren Sorgen Vorarlbergs steht die Ernährungsfrage obenan. Die bekannte durch eine starke Volksmehrheit bekundete politische Abneigung zur Schweiz war nicht dazu angetan, das Verpflegungsproblem zu erleichtern. Dazu kommen die ungeheuren Valutaschwierigkeiten. Vorarlberg hat sich direkt und indirekt an Württemberg, Bayern, Italien, den schweizerischen Staat gewendet. Die württembergische Presse sah ganz zeit der Verhandlungen in Stuttgart Wunde mit dem Zaunpfahl. Wenn auch der Reichsvertreter in Stuttgart sich größerer Zurückhaltung befliß, so unterließ indessen auch er es nicht, die politische Seite zu treffen. Es sahen daher Vorarlberg ausgezählt, von der Absendung einer offiziellen Persönlichkeit nach Berlin abzusehen. In Berlin ist denn auch die politische Seite nicht berührt worden. Daß sie aber ganz bestimmt zu werden beginnt, steht außer Frage.

Kantone.

Bern.

Bern, 8. Nov. * Wie dem Leser bekannt ist, wurde in der Gemeindeabstimmung vom Monat Oktober eine neue Gemeindeordnung für die Stadt Bern angenommen. Auf Grund dieses neuen Reglementes, das unter anderm die Wahl des Gemeinderats nach dem Verhältniswahlsystem gebracht hat, sollte nun Anfang Dezember neben der teilweisen Neubestellung des Stadtrates auch die Integralerneuerung des Gemeinderates erfolgen. Die bezügliche offizielle Bekanntmachung ist bereits ergangen. Nun hat aber der Regierungsrat die Genehmigung der neuen Gemeindeordnung abgelehnt, und zwar wie die „Berner Handelszeitung" meldet, weil er die Bestimmung über das Gemeindereferendum gegen Stadtratsbeschlüsse als nicht vereinbar mit dem Gemeindegesetz betrachtete. Die Vorlage ist daher an die Gemeindedirektion zurückgewiesen worden, damit diese sich zum Rivoke der Aufnahmung dem Verhandlungen mit der Gemeinde in Verbindung setze.

Basel-Stadt.

Den Angriffen im Basler „Vorwärts" gegenüber schreibt alt Nationalrat J. Frei in den „Basler Nachr." eine Erwiderung, worin er feststellt, daß man das in seiner Broschüre Gesagte nicht habe widerlegen können. Er wendet sich gegen einen Angriffsversuch des Redakteurs Wieser, dessen Behauptung „die bürgerliche Herrschaft werde noch vor Herbst 1919 zusammenbrechen", dem Sinne nach ganz so ausgesprochen worden sei. Gegenüber dem Vorwurf des Renegatentums bemerkt Herr Frei: „Ich mußte aus der Partei austreten, um Sozialdemokrat bleiben zu können." Dieses Bekenntnis aus dem Munde eines Mannes, der wie alt Nationalrat Frei ein Leben hindurch für die Arbeiterschaft gearbeitet und gestritten hat, bedeutet die schärfste Verurteilung des Treibens der Basler sozialdemokratischen Partei, die sich denken läßt.

Herr Frei bezeichnet die Leute um den Basler „Vorwärts" als kommunistisch und

Feuilleton.

Pindar.

Das Rednerpult der Aula unserer Universität war mit Blattpflanzen geziert worden: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff sprach am Freitag von 5½—6½ Uhr, von der Universität geladen, von ihrem Rektor am Fuß des Katheders mit einigen dankbaren Worten herzlich begrüßt, über Pindar. Bis zum letzten Platz war der weite Raum gefüllt. Die seltene Gunst war gedührend geschätzt und genützt worden. Am Montag wird's im großen Tonhallesaal, wo das mächtige Thema vom hellenischen Trotz seine Deutung durch den größten deutschen Philologen unserer Tage finden soll, hoffentlich ebenso sein. Die Jungen werden sich's nicht nehmen lassen, nochmals diesem erhaunisch jung gebliebenen Greis, dessen hohe schlanke Gestalt noch so leicht federt, zu huldigen, und die Aeltern und Alten, denen Pindar, der dörische Odendichter, mehr gemannt als gekannt, durch die historische Gipfelkonstruktion dieses Gelehrten, in dem ein Künstler steckt, eine lebendige Persönlichkeit geworden ist, werden auch hören wollen, was es denn mit dieser seltsamen geschlechtischen Macht auf sich habe, der Totrates oder sagen wir Platon über die Jahrtausende hinweg einen unvergleichlichen Glorienschein geschaffen hat.

Mit Freuden, so sagte mir liebenswürdig Ulrich von Wilamowitz, ist er in die Schweiz gekommen, das einzige germanische Land, an dessen Universitäten er bis dahin nicht gesprochen hat. Er glaubt an einen germanischen Geist, der gerade darum so groß ist, weil er nicht durch ein einzelnes germanisches Volk sich erschöpfen läßt, sondern weil sich in den Spaltungen des nationalen Geistes ein Reichtum von Eigenart mit dem Gefühl der Gemeinsamkeit der Grundlagen verbindet.

Pindar ist nicht lebendig geblieben im Gedächtnis der Menschen wie etwa die Tragiker; und haben heißt er doch einer der großen Dichter. Indem haben im Laufe der Zeiten manche die pindarische Odenform gehabt — der seine, linge Horaz zwar hat es abgelehnt: das könne er nicht; im Deutschland des 17. Jahrhunderts sind solche Gedichte gemacht und vergessen worden; auch in der Nachbildung Platens werden sie nicht mehr von denen aufgesucht, die nur nach Poesie suchen. Als der junge Doktor Goethe in Wetzlar das griechische Studium nach seinen Weise betrieb, griff er auch nach Pindar; einen Uebersetzungsversuch wandte er gerade an die einzige unechte Ode Pindars; aber in freier Nachschöpfung hat er in seinen damaligen Gedichten den Eindruck Pindars verwertet. Pindar ist von und zunächst getrennt durch den Stil, der ein durchaus konventioneller war, den der einzelne lernen mußte, der letzten Endes nur von denen verstanden wurde, die diese Oden singend vortrugen. Es ist ein künstlicher Stil, erklärbar nur durch das Wesen der ganzen Gattung; zum größten Teil ist es rituelle Dichtung, vorgetragen durch die Stadtchöre, die den Reigen schlangen. Die uns erhaltenen Pindarischen Oden sind für ein kleines gebildetes Publikum von Renn- und Turnsiegern geschrieben. Eine ganz bestimmte gesellschaftliche Struktur ist die Voraussetzung, eine Oligarchie mit gleicher Bildung. Und sie singen die Herren, die singen und die singen. Der Dichter selbst aber gehört gesellschaftlich so wenig zu ihnen, wie der homerische Sänger zu den Vornehmen, denen er seine Lieder vorsingt. Diese ganze Welt nun ist uns eine fremdartige, in die wir uns nur mit stärkster historischer Phantasie hineindenken können.

Pindar selbst, der am großen Festtag des delphischen Apoll geboren wurde, stammt aus thebanischem Adelsgeschlecht; seine Geburt hätte ihn zu jener gewiesen, die Pferde lassen ließen und um den Sieg kämpften und sich Dichter zu dessen Verherrlichung hielten; daß dessen ist er selbst Dichter geworden. Durch seine Geburtsstande ist er dem Gott geweiht; wollte er lernen, was er in dessen Dienst brauchte, so mußte er zu denen gehen, die nicht von seiner gesellschaftlichen Stellung waren. In diese Lehre ging er; und mit zwanzig Jahren hatte er, der Frühreife, synoptisch und meisterlich angelernt. Schon früh wird er der Schüler einiger der vornehmsten Geschlechter. Und gleich damals fand er den dann nie mehr verklingenden Ton: das Wort lebt länger als die Tat. Und das Wort gibt er, der Dichter; das allein erhält das Gedächtnis der Taten. Er ist ein frommer Mann, dieser Pindar: dem Apoll geweiht, hat er die von diesem repräsentierte Religiosität aufgenommen: das Erkenne dich selbst! Das will nicht sokratisch verstanden sein, sondern einfach heißen: Mensch, erkenne, daß du ein Sterblicher, ein Tages-Mensch bist, ich aber der Gott; wenn ich Gnade übe, dann sage ich dir, Sterblichen, was dir frommt! Mensch, denke an die rasche Vergänglichkeit des Glückes; denke, wie selig auch der Gott machen kann, wenn er will! Als Apollos Diener ist Pindar früh schon hervorgetreten. Damit darf man nicht den Gedanken an irgend eine Weltabgewandtheit verbinden. Im Gegenteil. Seine Gedichte gehen hinaus in die ferne: früh knüpfte sich die Verbindung mit dem Fürstenhof von Agrigent, wo er reiche Huld fand.

Dieser dörische Dichter ist keine leichte Natur, ist schwerverständlich, die Erzählungskunst hes ihm nicht sehr ausgebildet. Nachvollzogen haben ihm eben wir jetzt durch Wortzusammenhänge kennen; ist ja ganz anders, leicht, anzuhören, bunt; er ganze Reihen aus dem Publikum für sich. Nicht von Anfang an war Pindar der, der wert ist, gekannt zu werden: auch ihn mußten erst Leid und Enttäuschung innerlich reifen. Es kam, in den Perser Kriegen, der Tag, da seine engere Heimat nicht auf der Seite der Verteidiger der gemeinsamen Freiheit stand, wo sie neutral da stand zwischen Hellenen und Griechenland. Und als der Perser geschlagen war, mußte Theben kapitulieren, und sein Adel büßte für die Politik der Gesamtheit. Pindar hat unter all dem gelitten; aber er hat aus der Last auf seiner Seele den Weg zur Freude wieder gefunden, indem er sich zu der Einsicht erhob: mit der Freiheit läßt sich alles andere wieder herstellen. Er ging nach Olympia. Und bereits kam die Einladung nach Sizilien. Von seinen Bekränzungen Oden sind damals entstanden: die ersten Olympien. Gelüfte aus ihnen ist ein Wort geworden: jener Anfang der 1. Olympia Ode: Das